

## Familiengeschichten

Anneliese Gießmann

Vor längerer Zeit hatte ich begonnen „Familien Geschichten“ aufzuschreiben. Meine Schwester Ilse kam mir dann mit ihrer „Chronik“ zuvor. Die ist ihr so gut gelungen, daß Ich jetzt höchstens noch einige Anekdotchen und Ergänzungen beisteuern kann.

Ich hoffe, dass sich die jungen Leute von heute für solche alten Geschichten noch interessieren. In einer Zeitspanne von mehr als hundert Jahren hat sich die Welt sehr verändert! Das Bedürfnis etwas festzuhalten, ist aber wohl geblieben, wenn's auch heute meist mit Foto Film- und Videokamera befriedigt wird, I c h krame also nun in überlieferten Erzählungen, eigenen Erinnerungen und vor allem in einem braunen Holzkästchen, in dem unsere Mutter Briefe, Urkunden, Familienbücher und dergleichen aufgehoben hat.

Ich denke an die Zeit in Darmstadt, als wir noch Kinder waren. Da saßen wir im Winter manchmal vor dem Ofen, ohne das Licht einzuschalten, und in dem schwachen Feuerschein erzählte uns die Mutter von früheren Zeiten. Ihren Vater hatte sie wohl sehr verehrt. Sie schilderte ihn uns so, dass sich mir eigentlich bis heute eingepägt hat: ein (preußischer) Beamter ist durch und durch ehrenhaft und unbestechlich. (Schön wär's)

Dieser Großvater Robert Leipner ist am 4.1.1849 in Schubersee, Bezirk Guhrau (Schlesien) geboren worden. Sein Vater war Gärtner und die Familie sehr arm. Wieviel Energie, Mut, Talent und wohl auch Glück gehörten damals dazu „etwas aus sich zu machen“, wenn die Startbedingungen so schwierig waren. Begabten Kindern aus katholischen Familien half oft die Kirche. Für die anderen war das Militär eine Möglichkeit, Ansehen zu gewinnen. Der musikalische Junge schaffte es irgendwie, Musikunterricht zu bekommen. Das kam ihm beim Militär zugute. 1867 trat er als dreijährig Freiwilliger in das Niederschlesische Inf.Reg Posen ein. 1869 kam er als Oboist zum Musikkorps, danach als Trompeter zum Schlesischen Ulanen-Regiment; (selbst diese Militär-Papiere fand ich im Holzkästchen). Er war 1871 bei der Gründung des deutschen Reiches, der Kaiserproklamation im Spiegelsaal zu Versailles als Trompeter dabei, Seiner Familie zeigte er später anhand des berühmten Bildes von Menzel (?) die Stelle, wo das Musikkorpe musiziert hatte. (Auf dem Bild verdeckt von den vielen Fahnen!)

Als die zehn Jahre herum waren, hatte er das Anrecht auf einen Beamtenposten erworben. Er wurde Schutzmann in Straßburg. Nun konnte er auch an's heiraten denken. Wie er seine Braut kennengelernt hat, ist natürlich auch überliefert!

Unsere Großmutter, Anna Margarete Friedrich, geb. am 5.9.1855 in Neckarbischofsheim, eine Bauerntochter, hatte in Darmstadt das Kochen erlernt. Nun war sie Köchin im Hause des Straßburger - Bürgermeisters Back. Aus Anlass seines Geburtstags brachte die Militär-Kapelle dem Bürgermeister ein Ständchen. Natürlich hörten auch die Hausmädchen zu. Kichernd und lästernd standen sie am Fenster, und die Anna wies mehrmals auf einen Trompeter hin: „Guckt doch mal, wie der die Backen aufbläst!“ Der Trompeter merkte, daß sich die Mädchen über ihn unterhielten - und die Anna gefiel ihm gleich. Von da an strich er öfters um das Haus des Bürgermeisters Back herum. Einmal sah er die Anna vom Einkaufen kommen. Die war, als sie ihn vor sich sah so erschrocken, daß sie kehrt machte und das Haus von einer anderen Seite, durch eine Passage, zu erreichen suchte. Doch da stand er schon wieder und sie wurde über und über rot! Die Passage gibt's noch heute. Meine Mutter hat sie mir einmal gezeigt.

In allen Ehren wurde gefreit und am 8.12.1881 in Neckarbischofsheim geheiratet. Die Braut hatte sich gewünscht, daß alle Musikkameraden zur Hochzeit kämen, was den sparsamen Bräutigam ganz entsetzte! Es kam dann auch nicht dazu. Trotzdem wurde es eine große Hochzeit, wie es sich

für eine Bauerntochter gehörte. Das Hochzeitsgeschenk des Bürgermeisters Back von Straßburg, eine schöne Kaffeekanne mit Milchkanne aus Zinn, hat heute bei mir einen Ehrenplatz und ich benütze auch noch einen Schrank und zwei Kommoden aus dem Heiratsgut der Anna Friedrich. Das Holz für die Möbel stammte vom Hof der Eltern.

So gediegen ihr Heiratsgut war, so kümmerlich war das ihres Ehemannes! Angeblich hat er als einziges Stück nur ein Handtuch mit in die Ehe gebracht. Jedesmal, wenn ihm später dieses Handtuch in die Augen fiel, sei es, daß es gewaschen oder gerade gebügelt wurde, pflegte er augenzwinkernd - zu seiner Frau zu sagen: „Pass' mir nur ja gut auf dieses Handtuch auf!“

Da ist auch noch ein vergilbtes Papier, sorgfältig in Herzform ausgeschnitten und mit einem roten Streifen gesäumt, mit folgendem Gedicht:

*Zum Andenken.  
Kaum gedacht! Was die Liebe doch nicht macht!  
Morgen scheidest du o Mädchen,  
und ziehst weg aus unserm Städtchen,  
dorthin, wo die Liebe lacht! Ist es wahr?  
Anna, verläßt du uns gar?  
Willst die heimatlichen Gassen und das liebe Ort verlassen  
wo du einst erzogen warst.  
Junge Braut! Deine Thränen werden laut;  
Gehst von Eltern und Verwandten und Bekannten;  
Fasse Muth! Auch in fremder Stadt ist's gut.  
Dort wirst du dein Glück jetzt gründen,  
einen guten Gatten finden.  
Mit ihm sein ein Fleisch und Blut.  
Lebe wohl! Dich kein Unglück, treffen soll!  
Ziehe hin auf Wiedersehn.  
Zur Erinnerung den 8. Dezember 1881 K. Kuchenbeiser.*

Dieses Blatt lag (und liegt) in unserer Familienbibel.

*Sechs Kinder wurden geboren:*

*Heinrich Georg Robert Leipner, geb. 15.10.1882 (gest. 4.7.1935)*

*Pauline Elisabeth Leipner, geb. 8.1.1884 (gest. 26. 2. 1963)*

*Luise Bertha Leipner" geb. 10.2.1886 (gest. 21.8.1967)*

*Paul Eduard Adolf Leipner, geb. 19.1.1888 (gest. 1.11.1939 - mit dem Flugzeug abgestürzt)*

*Friedrich Wilhelm Otto Leipner, geb. 2. 3. 91 gefallen am 2.11.1914*

*Albert Ferdinand Leipner, geb. 2.9.95 (gest. 28. 11. 67)*

Man wohnte in der Brandgasse, in der Stelzengass, und einmal brannte es! Alles, was auf dem Dachboden war, ging verloren. Die Großmutter beweinte ihre Ballen selbstgewebten Leinens. Mehrmals zog man um, als sich die Familie vergrößerte. Die letzte Straßburger Wohnung in der Schreiberstubgasse 4, gegenüber dem Mutter-Gottes-Bäck", die konnte mir meine Mutter sogar einmal zeigen. Das war im Krieg, und ich hatte mit Scharlach im „Bürgerspital“ gelegen, wo Ich ja auch geboren worden war. Am Entlassungstag besuchte mich meine Mutter. Wir bummelten miteinander durch die Stadt. Das Haus in der Schreiberstubgasse 4, von dem sie so oft erzählt hatte, war ein altes Patrizierhaus. Als wir - etwas beklommen - in das Treppenhaus traten, kamen von oben Maler herunter. Die Wohnung, in der die Familie so lange gelebt hatte, war gerade ganz leer und wurde renoviert. So konnten wir durch alle Räume gehen und Mutti öffnete die vielen

Wandschränke, von denen sie uns so oft schon erzählt hatte. Sie zeigte mir, wo der Weihbischof immer am Fenster gesessen hatte. Das bischöfliche Palais existierte auch noch. Mit dem alten ehrwürdigen Bischof hatte meine Mutter Blickkontakt gehabt, wenn sie nährend am Fenster saß. Einmal kam man sogar in's Gespräch. Da hatte sich des Bischofs Katze zu Leipners verirrt und mußte zurückgebracht werden. Der Bischof drückte sein Bedauern darüber aus, daß das junge Mädchen den ganzen Tag an der Nähmaschine sitzen müsse.

Das war bei unserer Mutter ohnehin ein Stück unbewältigte Vergangenheit: daß sie In Ihrer Jugend gezwungen war, ihr Brot als Schneiderin zu verdienen, und daß sie wie angekettet an ihrer Nähmaschine sitzen mußte. - Ihre Brüder, auch die Freundinnen, die "Schmidt's - Mädle" durften die Höhere Schule besuchen, sie nicht.

In ihrer Schneiderlehre bei Frau Koch wurde sie sehr ausgenutzt. Die ließ ihre Lehrmädchen und Gesellinnen oft sogar am Sonntagmorgen arbeiten. (Samstags wurde selbstverständlich auch bis abends geschafft). Unsere Mutter war aber Sonntagsschul-Lehrerin. Sie konnte daher am Sonntagmorgen nur bis zum Beginn des Kindergottesdienstes arbeiten. Da jammerte Frau Koch jedesmal: „Da denkt man, man hat Leute, aber wenn man sie einmal braucht, gehen sie weg!“ Es gab keine Frühstückspause und es war streng verboten, während der Arbeit zu essen. Man machte es natürlich heimlich doch. Um 7.00 Uhr morgens begann schon die Arbeit, kein Wunder, dass die jungen Schneiderinnen Hunger bekamen. Einmal aß meine Mutter ein Marmeladebrot und ein Klecks fiel auf den kostbaren Stoff. So ein Unglück! Je mehr sie rieb und putzte, desto schlimmer wurde der Fleck. Wie es ausging weiß Ich nicht mehr. Vermutlich mußte sie den-Stoff bezahlen.

Später machte sie sich selbständig, Sie bildete Lehrmädchen aus und arbeitete mit Ihnen in der Schreiberstubgasse. Das Kochen und den Haushalt besorgte ihre Mutter. Berta wurde Putzmacherin,

Unsere Großmutter war stets hilfsbereit, kannte allerlei Hausmittel und wurde oft zu kranken Leuten gerufen. Um ihrem Mann, wenn er Nachtdienst gehabt hatte, tagsüber Ruhe zum Schlafen zu verschaffen, schreckte sie auch nicht vor drastischen Mitteln zurück. Standen z.B. laut schwatzende Frauen auf der Straße, so schoss sie - hinter dem Vorhang verborgen - getrocknete Kirschkerne auf die Tratschenden Die nahmen dann gleich Reißaus!

Oft hatte sie auch Angst um ihren Mann, z.B. als einmal August Bebel nach Straßburg kam und dort eine Versammlung abhielt. „Der „rote Bebel“ kam ja gleich hinter dem Teufel! Ein Mensch, der g e g e n Kaiser und König war! An diesem Abend mußten alle Kinder für den Vater, der zum Dienst bei der Veranstaltung beordert war, b e t e-n

Im gleichen Hause wohnte eine Tänzerin vom Theater. Als sie fortzog, schenkte sie der Frau Leipner ihren blauseiden - bezogenen Sessel. Der steht heute, immer mal wieder neubezogen, stabil und gemütlich in Oppenau.

Am Geburtstag der Großmutter, dem 5. September, kam 1951 ihre Urenkelin Rosmarie Gräßle auf die Welt und am 5. Sept.1955, genau 100 Jahre nach der Geburt der Großmutter, die Urenkelin Rotraud Walter. Beide haben zusätzlich noch den Namen Annegret erhalten (wie die Großmutter daheim genannt worden war.)

Etwas Gutes hatte der Beruf des Vaters aber doch: Er mußte hin und wieder im Theater Dienst machen und bekam Freikarten. So kamen Else und Berta ebenfalls wie auch die „Schmidt's - Mädle“, deren Vater ebenfalls nach der Militärzeit Schutzmann geworden war, kostenlos zu den

Vorstellungen. Sie sahen sogar einmal den berühmten Schauspieler Kainz! Uns hat die Mutter später alles, was sie da gesehen hatte, erzählt! Das war gut, denn von der Hütte aus war uns diese Welt nicht erreichbar.

Einmal kam ihr Vater vom Nachtdienst - im Winter- nach Hause und erzählte ganz erregt: „Da habe ich doch heute früh einen Kerl zum Bahnhof laufen sehen mit ganz langen Brettern an den Füßen und einem großen Stock in der Hand! Sooo, lief der durch den Schnee! Ich habe mich hingestellt und gerufen: "Verrückt! Verrückt! Verrückt!" (Er konnte nicht, wissen, welche Rolle das Skilaufen noch im Leben seiner Söhne, seines späteren Schwiegersohnes und seiner Enkel spielen würde.)

Gesungen wurde in der Familie gern, sie waren wohl alle musikalisch. Adolf verliebte sich zum Entsetzen seiner Mutter in eine Zirkuskünstlerin. Als der Zirkus weiterzog, war plötzlich auch Adolf verschwunden, Er war mit und wollte Artist werden. Doch nach nicht sehr langer Zeit, der Zirkus war in Karlsruhe, wurde Adolf krank. So ließ er sich ganz gerne, sicher um einige Erfahrungen reicher, nach Hause holen.

Robert, der Älteste, ging zum Militär. Er hatte kein sehr angenehmes Wesen, kam sich als Feldwebel und Offiziersstellvertreter wohl erhaben über die Familie vor. Nie ohne Empörung konnte unsere Mutter noch nach so vielen Jahren erzählen, was einmal an Weihnachten passiert war: Die Else hatte noch am 24.12. für Kundinnen Kleider fertig zu machen; sie saß bis in den späten Nachmittag hinein an der Nähmaschine. Als Robert aus der Kaserne kam, war sie mit ihrer Mutter dabei, erst jetzt die Stube und den Baum zu richten. Da sagte Robert mißbilligend: "Wie in einer ganz gewöhnlichen Proletarierfamilie!"

Bei Kriegsbeginn hatten sich alle Brüder freiwillig gemeldet. Zwei kamen ausgerechnet in die Kompanie ihres Bruders Robert, darunter der Jüngste, Albert, erst 19 Jahre alt. Nun wollte sich Robert nicht nachsagen lassen, daß er seine Brüder bevorzuge; Im Gegenteil, er „schleifte" sie ganz besonders. Wenn sie dann alle vor ihm angetreten waren und er die Front entlang schritt, konnte es sein, daß Albert ihm mit zusammengebissenen Zähnen zuzischte: „Wart nur, ich sag`s aber der Mamme!". Wie gut, daß es über Kompaniechef, Oberst, König und Kaiser als höchste Instanz die Mutter gab!

Ich habe aber vorgegriffen, vom 1. Weltkrieg, der aller Leben veränderte manches Leben auslöschte, will ich später erzählen.

Mutters Brüder waren sportlich, sie schwammen, wanderten... Im Schwimmclub "Argentorum" lernten sie unseren Vater kennen, dessen Ziel es war, junge Menschen durch Leibeserziehung zu bilden und zu lebensstüchtigen Menschen zu machen. Auch unsere Mutter ging schwimmen, wenn sie Zeit hatte. Ehe sie unseren Vater kennenlernte, hatte sie schon viel über den „Babbe“ Gießmann gehört.

Als er zum ersten mal im Hause Leipner war, sah sie im Flur seine Handschuhe liegen - und drei Finger waren ausgestopft! Was hatten die Brüder da wieder für einen Streich gespielt! Eilig und mühsam entfernte sie die Watte aus den Fingerlingen. Es war ihr nicht aufgefallen, dass an Babbes linker Hand die forderen Glieder von drei Fingern fehlten. Als Junge war die Hand in ein Mahlwerk geraten. Wie Friedi noch wußte, konnte er deshalb nicht, wie gewünscht, Förster werden. (so wurde er Reichsbahn-Beamter).

Der Schwimmverein „Argentorum“ hatte gute Schwimmer, die an großen deutschen und

auch internationalen Wettkämpfen teilnahmen. Es existieren (natürlich in der braunen Holz-Schatulle!) noch mehrere Medaillen, Ehrenurkunden und dergl. Auf manchen Ehrenurkunden ist ein schöner Jüngling abgebildet, der den Siegeskranz überreicht. Zu diesen und anderen Bildern stand Otto Modell. Otto war in Mutters Schilderungen schön, klug, erfolgreich, sicher auch durch seinen frühen Soldatentod verklärt. Aber auch später hörte ich von ehemaligen Straßburgern aus jenem Kreis oft, welch ein besonderer, begabter Mensch er gewesen sei.

Er fiel schon am 2. Nov. 1914. Und einmal klagte unsere Mutter: „Immer trifft's die Besten“ - und einer der Brüder antwortete: „Es wär' dir wohl lieber gewesen i c h wär gefallen!“, und das war ein schwerer Vorwurf. Wenn sie später davon sprach, kamen ihr stets die Tränen.

Aber noch war Frieden. Die jungen Leute wanderten durch die Vogesen; durch „Babbe Gießmann“ kamen sie zum Skilaufen, sie kletterten am Hohneck. Dort in der Nähe des Schießbrodriedweiers, hatten sie eine kleine Hütte, „Villa Duckdich“ genannt weil man sich bücken mußte beim Eintreten sonst schlug man sich den Kopf am Türrahmen an.

Natürlich waren auch Mädchen dabei, nur für unsere Mutter war das eine seltene Ausnahme, sie mußte zu viel nähen! Aber wenn sie dabei war, hat sie's von Herzen genossen (und einmal hat ihr ein junger Forstreferendar einen Strauß blühender Zweige geholt, ist extra dafür auf einen Baum geklettert. Übrigens müssen all diese Touren für sie sehr anstrengend gewesen sein, wo sie sonst immer an der Nähmaschine saß!

Zum Skilaufen gingen sie oft auf das Champe du feu, da hatten sie ein Quartier. Der Zug ging durch's Breuschtal bis Fouday, von da an begann der Aufstieg. Einmal war auch die Else dabei - nachzulesen in Ilse's Aufzeichnungen! D.h., die Friedi wußte noch was zur Ergänzung, und als sie's erzählte, erinnerte auch Ich mich wieder daran! Ilse beschreibt den Aufstieg. Aber wie kam unsere Mutter denn wieder hinunter? Das ging so: Lange vor der Gruppe brach der Babbe Gießmann mit dem Fräulein Leipner auf, um rechtzeitig das Tal zu erreichen. Aber ach, bald schon sausten die Freunde an ihnen vorbei, und als sie in Fouday ankamen, war kein Mensch mehr zu sehen, der Zug war fort. Erst Stunden später gab's nochmal einen. Der Wartesaal war menschenleer und eiskalt. Da beschaffte sich Babbe Gießmann Holz und Kohlen und machte Feuer im eisernen Ofen. Bald wurde es gemütlich warm. (Vielleicht der Else auch warm um's Herz???)

Ich muß wieder ein bißchen zurückgehen!

Nachdem der Großvater als Schutzmann pensioniert war, wurde er städtischer Aufseher, um noch etwas zu verdienen. Er war schon ein kranker Mann; Vier Monate vor seinem Tode im Juni 1904. gönnte er sich einen Erholungsaufenthalt im Forsthaus Oberbergen in den Vogesen. Es gibt einen Brief von ihm an seine Familie vom 3.6.04, den ich in Auszügen wiedergebe:

### **Meine Lieben!**

Ich will euch zu wissen thun, daß ich seit einigen Tagen mit meiner Gesundheit nicht recht zufrieden bin. Der Appetit ist wieder gänzlich verschwunden, mag es' sein, daß mich die Luft zu sehr angreift oder das schlechte Wetter. Ich habe mir drei Hemden auf einander angezogen, sowie zwei Paar Strümpfe, Jacke, Halstuch - und da habe ich noch gefroren.

Was die Verpflegung hier anbetrifft, so bleibt natürlich viel zu wünschen übrig. Wenn ich mich an den Tisch setze, so möchte ich am liebsten gleich wieder aufstehen. Seit einigen Tagen

stinkt und muffelt das Suppenfleisch so sehr, daß es mir unmöglich ist, einen Bissen herunterzubringen und nachher gibt es alle Tage das gesalzene Schweinefleisch, Du kennst es ja. Nachher wundern sich die Leute, daß man nicht essen thut, geben es auch selber zu, daß ihnen das Fleisch stinkich worden ist. Sie können natürlich auch nichts dafür. Der Metzger bringt für die ganze Woche das Fleisch. Da könnt Ihr Euch denken, wenn man nicht Mittag essen kann wo die Kräfte herkommen sollen. Ich erhalte mich allein von der Milch und den paar Eiern, und dies steht mir bis an den Hals, sodaß ich mich schon habe brechen müssen. Die Leute meinen es ja ganz gut, sie möchten mir alles mögliche thun, aber sie haben doch eben weiter nichts als Milch, Bier und stinkiges Fleisch.

Ich weiß es zwar nicht - ihr habt zu Hause davon gesprochen - der Adolf und Otto wollten mich nächsten Sonntag besuchen. Wenn sie kommen, so müßten sie natürlich mit dem ersten Zug fahren, bis Romansweiler, von da können sie ja den Marsch zu Fuß machen, es sind bis hierher 8 Kilometer. Daß Du nicht etwa den kleinen Albert mit läßt, denn das wäre für den Kleinen zu anstrengend, hin und zurück 16 Kilometer laufen. Sei so gut und schicke mir so eine harte Zervelatwurst mit und so ein paar kleine Kaisersemmeln, damit ich unter der Zeit etwas zum Schmausen habe.“

„Liebe Mama, Du mußt Dich jetzt nicht etwa gleich wieder ängstigen um mich, ich denke, daß es wieder anders werden wird. Nun seid alle herzlich begrüßt und geküßt von Eurem Vater. Nun Elise, stehst du denn noch nicht uf? Wann kommst Du?“ (Elise, stehst du noch nicht uff? das war so eine Neckerei zwischen Vater und ältester Tochter.)

Als er diesen Brief aus der „Erholung“ schrieb, hatte er nur noch vier Monate zu leben. Es war Magenkrebs. Nach seiner Rückkehr ging er wieder zum Dienst, bis es zu schlimm wurde. Mehrere Wochen lag er zu Hause. Ende des letzten Jahrhundert's waren ja die ersten Sozialgesetze erlassen worden. (vorher bekamen Leute, die nicht mehr arbeiten konnten, kein Geld mehr). Es war nun aber die Zeit abgelaufen für die - nach damaligem Recht - Krankengeld bezahlt wurde. Um für seine Familie Geld zu bekommen, ging der todkranke Mann wieder zur Arbeit so viele Tage, bis ein neuer Anspruch auf Krankengeld entstanden war. Das war sehr schwer für ihn, aber seine Kollegen wußten darum und haben ihn unterstützt.

Mutti erzählte oft, wie schrecklich das alles war. Ein Arbeitskollegen riet ihm, eine rote Nacktschnecke lebendig zu schlucken, die fresse dann die kranken Stellen im Magen auf! Im Interesse der Familie hätte er's vielleicht getan - aber das wollte ihm doch keiner der Seinen zumuten. Am 18.10.1904 ist er dann gestorben.

Die Großmutter starb am 11. September 1915. Sie hat den Kriegsbeginn noch erlebt und den Schmerz um den Soldatentod ihres Sohnes Otto, wie auch die Angst um alle ihre Söhne an der Front.

Kurz vor ihrem Tod war sie in ihrer Heimat Neckarbischofsheim, um beim Hopfenzopfen zu helfen. Sie kam ganz zerstoehen von den Schnaken zurück, aber doch in heiterer Stimmung, weil sie helfen und soviel alte Freunde und Verwandte hat wiedersehen können. Ganz plötzlich sank sie zusammen. Man trug sie zum Sofa, auf dem Robert lag. Der wollte es erst gar nicht räumen, weil er dachte, die machten sich mit der Mutter einen Spaß. Da war sie schon tot,

Schon in der Schule war unsere Mutter auch im Fach "Handarbeit" gut, meistens die Beste Ihrer Klasse. Das beweisen ihr Stickmustertuch, der lange Streifen mit Strickmustern, das Flickentuch u.ä. noch heute.'

Einmal hatte eine reiche Straßburgerin für die beste Schülerin in Handarbeit ein Sparbuch mit einem darauf eingezahlten Betrag (5 Mark) gestiftet. Diesen Preis erhielt unsere Mutter und sollte deshalb zu der Dame gehen und ihr zum Dank ein Gedicht aufsagen, das die Lehrerin verfaßt hatte. Sie müsse l a u t sprechen, betonte die Lehrerin, die alte Dame höre schlecht!

Die Elise lernte also ein ellenlanges Gedicht auswendig und wurde, am festgesetzten Tag,

von der Haushälterin in das Zimmer ihrer Gönnerin geführt. Das Gedicht hatte - wie gesagt viele Strophen. Alles klappte gut, sie blieb nicht stecken. Endlich war sie zu Ende. Da hob die alte Dame das Hörrohr zum Ohr und schrie zu ihrer Haushälterin-. "Wos het's geseiht?" „S'will merci sage für's Sparkasse Büechl!“

Gedichte hat unsere Mutter auch im späteren Leben gern aufgesagt und Verse, die ihr gefielen, aufgeschrieben. Ich habe noch ein solches Buch von ihrer Hand. Meine Schwestern und ich erinnern uns gut an Gedichte, die sie uns vortrug, z.B. „Des Schiffsjungen Weihnacht“, wo wir, böses, und undankbares Volk, das wir waren, immer schon darauf warteten, daß sie an e i n e r Stelle „und ringsum nichts als Wellen, Wellen" die Stimme plötzlich fragend anhub (Wellen Wellen?)! Bis die Ilse eines tages frech fragte „Also, waren das nun Wellen oder waren's keine?“

Oder die dramatische Rettung aus Seenot: Mutter ich bring ihn, 's ist Uwe, dein Sohn! Mir brachte sie ein Gedicht In Elsässer Dütsch bei, mit dem ich als Drei- oder Vierjährige große Leute entzückte: „Unser Lenele hen mer's g'heiße...“<sup>1</sup> Als sie Im Alter fast ganz erblindet war und nicht mehr lesen konnte, blieb ihr doch d a s erhalten, was sie sich so ganz zu eigen gemacht hatte.

In der Familie Leipner wurde kein Elsässer Dütsch gesprochen. Erst später, als unsre Mutter Ihre Heimat verlassen mußte, zeigte sich, daß sie auch elsässisch babble konnte. Ich erinnere mich, wie der Staatssekretär Meißner, der auch aus Straßburg stammte, (und der es fertig gebracht hatte, sowohl in der Weimarer Republik als auch im Dritten Reich in der Regierung zu bleiben) die Mutti auf der Hütte fragte: „Ja, Madame Gießmann, wo mache Ihr denn Eure Kommissionen?“ und wie die Mutti es ihm auf elsässer dütsch erklärte. Erst nach dem 70-Krieg waren Elsaß und Lothringen zu Deutschland gekommen. Damals wurden viele Beamte aus dem alten Reich dorthin versetzt, oder sie blieben, wie unser Großvater, nach der Militärzeit dort. Elly Heus-Knapp schildert das in ihrem Buch „Ausblick vom Münsterturm" anschaulich. Ich zitiere:

„Das Elsaß war Reichsland. Wir hatten keinen direkten Landesherren, wohl aber einen Statthalter, der an Kaisers Stelle die Obrigkeit vertrat. Alle anderen Bundesfürsten waren auch ein Stück Obrigkeit... Das Natürliche wäre wohl gewesen, das Elsaß an Baden zu geben und Lothringen an Preußen. Der badische Großherzog war beim elsässischen Volk sehr beliebt, und den Unterschied zwischen einem alemannischen Bauern im elsässischen Hanauerland und dem rechtsrheinischen Bauern im badischen Hanauerland - den soll man wohl mit der Lupe suchen! Die pfälzischen und badischen Beamten, die nach 1871' in die elsässische Verwaltung übernommen wurden, wuchsen in dem schönen Land sofort fest und verstanden sich gut mit den Leuten. Aber in vielen Posten... saßen Beamte, deren Deutsch man so wenig verstand wie sie das Elsässische. Dies Experiment sollte einmal in Württemberg gemacht werden! Aber das Land wurde unter der deutschen Herrschaft gut verwaltet, darüber gab es keinen Zweifel. Die gute Verwaltung zeigte sich im Aufblühen der Städte. Straßburg war in der französischen Zeit eine unbedeutende Provinzstadt geblieben und erlebte jetzt eine freigewachsene Blütezeit unter dem' Bürgermeister Back und später dem jugendlichen Bürgermeister Schwander ...“

Auch die Familie Leipner verkehrte anfangs hauptsächlich mit den Familien der Kameraden aus der Militärzeit. Die Kinder fanden dann aber - vor allem durch den Sport - , ihre eigenen Freunde, ganz gleich, ob sie nun aus reichsdeutschen oder elsässischen Familien stammten.

Die Großeltern in Schubersee in Schlesien haben Schwiegertochter und Enkelkinder nie kennengelernt. So eine Reise war viel zu teuer. Ein einziges Mal besuchte sie ihr Sohn Robert. Ihre Briefe sind schwer zu entziffern, zeigen aber ihre liebevolle Anteilnahme am Leben ihres Sohnes und seiner Familie.

Mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges veränderte sich das Leben für alle. Für die jungen Männer aus dem Schwimmverein Argentoratum und aus der Familie Leipner war es Ehrensache,

<sup>1</sup> diese Gedichte hat Ilse später aufgeschrieben und in einigen Exemplaren in Umlauf gebracht.

das Vaterland zu verteidigen. Schnell wurden sie mit dem entsetzlichen Leiden und Sterben vertraut. In Mutters Schatulle liegen viele, oft ergreifende Feldpostbriefe, die den Krieg in seiner ganzen Schrecklichkeit zeigen. Die Brüder waren alle an der Westfront. Otto fiel schon 1914.<sup>n</sup>

Von Albert gibt es einen sehr langen Brief, 1914 im Lazarett geschrieben, über d e n Tag, an dem Otto fiel und er selbst verwundet wurde.<sup>2</sup>

Heute, nach langer Friedenszeit, mag man sich das alles nicht mehr vorstellen. Es ist ja bekannt, wie brutal im ersten Weltkrieg auf beiden 'Seiten die vielen idealistischen' vaterlandsliebenden jungen Menschen verheizt wurden. Man hatte sie auf beiden Seiten ja auch dazu erzogen, sich, wenn es not war, fürs Vaterland zu opfern. Wieviel mehr hätten diese jungen Menschen für ihr Land und die Menschen insgesamt tun können, wenn sie am Leben geblieben wären.

Im jahrelangen Stellungskrieg an der Westfront ist von der ursprünglichen Begeisterung, sich für das Vaterland zu opfern, auch nichts mehr übrig geblieben.

Um so schrecklicher, daß es trotzdem schon 1939 erneut zum Krieg kam.

Unser Vater hätte - mindestens zunächst - gar nicht Soldat werden müssen. Er war schon 37 Jahre alt und galt auch als Eisenbahnbeamter unabhkömmlich. Aber sollte er, der seine ihm anvertrauten Jugendlichen zu Pflichtbewußtsein und sicher auch zu Vaterlandsliebe erzogen hatte, daheim bleiben, sich drücken?

Seine Briefe von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, die Erlebnisse auch als Heereskilehrer im damals erstmals gegründeten Schneeschuh-jäger-Battaillon wurden in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt. Ich füge einige dieser Berichte bei. Wie er aus den Karpaten einen wichtigen Brief an unsere Mutter schrieb, ist bei Ilse nachzulesen.

Die Nachricht über die Verlobung rief bei allen Freunden große Freude hervor. Am 28. Sept.1918 fand die Hochzeit statt; es war also noch eine Kriegstraung. Um Kuchen backen zu können, hamsterte, wer konnte, Weizenkörner, die dann in der Kaffeemühle zu Mehl gemahlen wurden. Seit Jahren waren die Brautleute „Blaukreuzler“, deshalb sollte es keinen Alkohol beim Fest geben. An einem bestimmten Tisch von Mutters Brüdern wurde die Stimmung aber immer heiterer. Die hatten sich listig Wein, in Apfelsaftflaschen gefüllt, mitgebracht! Die Braut lernte auch ihren Schwiegervater und dessen zweite Frau sowie ihren Schwager Max kennen.

Die Sorge um Brüder und Freunde überschattete das Fest. Sicher zeichnete sich auch die bevorstehende Niederlage Deutschlands längst ab.

Mit dem Ende des Krieges wurden Elsaß und Lothringen wieder französisch. Ich zitiere noch einmal Elly Heuss-Knapp: Die Franzosen zogen ins Elsaß ein mit Soldaten, Fahnen, Weißbrot und Rotwein, und die elsässische Bevölkerung erlebte die Trunkenheit des Kriegsendes und hielt sie für den echten Frieden. Die Altdeutschen wurden zu Tausenden vertrieben, viele zu Fuß über die Rheinbrücke gejagt. Nicht wenige Elsässer folgten ihnen freiwillig nach. Die Flüchtlinge kamen in das arme Deutschland, wo weder Milch noch Honig noch Rotwein floß. Aber sie fanden Aufnahme und Stellung, wenn es auch nicht ohne Bitterkeit ging."

Eine große Bitterkeit beherrschte auch unsere Mutter. Es hat sie tief getroffen, daß z.B. in ihrer Kirche, in der sie so lange Sonntagsschullehrerin gewesen war, nun die gleichen Pfarrer für Frankreich beteten und den Sieg Frankreichs segneten, die noch vor kurzem für den Kaiser und das deutsche Vaterland gebetet hatten. Ihre Schwester Berta war eine junge Kriegerwitwe mit dem kleinen Sohn Robert. Ihr Bruder Adolf, genannt Caces, verließ mit seiner Familie Straßburg, Berta und Robert folgten ihm später. Albert, der Flieger, kämpfte als Offizier 1919 und 1920 in

---

<sup>2</sup> Diesen Brief findet man unter „Feldpost“ auf dieser Website

Oberschlesien in einem Freikorps. Robert wurde als Beamter von der Reichsbahn übernommen (er war Berufssoldat gewesen). Ihn verschlug es nach Neumünster. Dort heiratete er dann unsere Tante Fide, die uns später regelmäßig besuchte (sie hatte ja Freifahrtscheine!). Wir mochten sie alle sehr gern.

Unsere Eltern hätten in Straßburg bleiben können. Unser Vater besaß einen sogenannten B-Paß, weil seine Mutter Elsässerin gewesen war. Doch Franzosen wollten sie nicht werden. Vier Wochen nach meiner Geburt wanderten sie aus. Weil die Grenzbeamten verbotenes Gut darin vermuteten, mußte mich meine Mutter ausziehen bis auf die Windeln. Sie hatte viel zurücklassen müssen, was sie ewig schmerzte, obwohl sie immerhin einige Möbel in einem Waggon verladen~ und ausführen durfte (dank der Tatsache, daß Vati Eisenbahnbeamter war). Die Mutter verließ ihre Heimat und das hat sie nie ganz verschmerzt.

Unser Vater kam als Bahnbeamter nach Darmstadt. Doch dort war, wie überall im besiegten Deutschland, die Wohnungsnot groß. So mußte sich die junge Familie trennen. Meine Mutter mit dem Baby zog zunächst nach Immendingen, wo schon mehrere Leipners Zuflucht gefunden hatten: Adolf mit Familie, Berta mit Robert. Der ganze Clan wohnte im Immendinger Schloß. Hans Leipner beschreibt diese Zeit in seinen Buch!

Der Vati bemühte sich in Darmstadt vergeblich um eine Wohnung für die Familie. Nach Dienstschluß lief er fast täglich durch die Straßen, immer in der Hoffnung, etwas zu entdecken. Im Seitersweg fiel ihm ein großes Haus auf, das unter dem Dach Mansardenfenster hatte. Er kam mehrmals wieder; Nie brannte Licht hinter den Scheiben.

Mit dieser Entdeckung ging er wieder zum Wohnungsamt, das - in diesen Notzeiten - leeren Wohnraum beschlagnahmen konnte. Es stellte sich heraus, daß das Haus einem Herrn Trapp gehörte. Die herrschaftlichen Wohnungen waren vermietet; die Mansardenzimmer, für das Personal vorgesehen, standen leer bis auf eines.

Herr Trapp, vom Wohnungsamt angesprochen, sagte: „Nur Über meine Leiche!“ Das half ihm aber nichts, er mußte den Wohnraum zur Vermietung freigeben. Es wurde eine schöne Wohnung mit einem Erkerzimmer und einem weiten Blick ringsum. Ilse hat von der Wohnung in Ihrem Buch ausführlich erzählt. Wir lebten dort bis wir 1932 auf die Hütte zogen.

Viel seltener als unsere Mutter erzählte uns der Vati von früheren Zeiten Seine Mutter hatte den drei Buben französische Kinder- und Wiegenlieder vorgesungen. Daran erinnerte er sich gut, auch an ein Kindermädchen, das ihn immer den „Adolf mit den schönen Augen“ nannte. Noch etwas blieb ihm unvergeßlich, wie man die Mutter fortbrachte in's Krankenhaus und wie sie da ihre Buben ansah mit einem so schmerzlichem Blick. Sie wußte, daß es ein Abschied für immer war.

Bedingt durch den Beruf des Vaters als Mühlenbauingenieur wechselten sie oft den Wohnsitz. So lebten sie auch einige Jahre in Königsberg, wo die Freude am Schlittschuhlaufen beinahe schlimm geendet hätte. Es war ein kalter Winter. Auch der Pregel war völlig zugefroren und der Junge glitt voller Begeisterung Immer weiter dahin auf den Eise des Flusses. Er hatte den Wind im Rücken und kam schnell voran. Anfänglich waren noch viele Schlittschuhläufer mit ihm auf dem Fluß unterwegs. Da fiel dem Buben nicht auf, daß es immer stiller und einsamer wurde. Plötzlich weitete sich die Eisfläche er war hinaus auf die Nehrung geschossen. Nun sah er auch, daß es Abend wurde und, daß er ganz allein auf der eisigen zugefrorenen Nehrung war, nein, zum Glück nicht ganz allein! Ein junges Paar auf Schlittschuhen tauchte auf. Die nahmen den Buben zwischen sich, sie hielten sich an den Händen und traten so den langen Heimweg an, jetzt gegen den Wind. So kam er doch wohlbehalten nach Hause. In Darmstadt, als Kinder, liefen wir auch gern Schlittschuh und wir waren stolz auf den Vati, der das so gut konnte, dass er immer Zuschauer hatte. Auch im ersten Winter auf der Hütte, der ja so schneearm war, waren wir noch manchmal mit den Schlittschuhen auf dem Wildsee. Doch mit der Freude am Skilaufen gerieten die Schlittschuhe

in Vergessenheit.

Nach so viel Berichten über die Familie Leipner zur Abwechslung mal ein paar Familiengeschichtliche Forschungsergebnisse über die väterliche Linie Gießmann, durchgeführt, festgehalten und der Tante zum 70-jährigen Wiegenfeste zur Kenntnis gebracht durch

Werner Gräßle jun. Student zu Berlin anno 198 Eine kurze Begründung, warum der Neffe nicht zum Geburtstag der Tante kommen kann und warum dieser siebzig Jahre lang der schreckliche Name „Hollefreund“ erspart worden ist.

Anneliese, liebste Tante  
 unsere Familienbande  
 würd ich gerne enger knüpfen  
 und zum Feste um Dich hüpfen,  
 leider hat mein Prüfungsamt  
 mich in dieser Zeit verdammt,  
 über Aufgaben zu schwitzen,  
 statt mit Tee bei Dir zu sitzen.  
 Anstatt Klausurenschreiberei  
 hätt' Dein Neffe lieber frei,  
 um dem Steckenpferd zu frönen  
 und die Verwandtschaft zu verwöhnen  
 mit der ewigen Geschichte  
 vom Urahn und von dessen Nichte.  
 So hätt zum Feste ich Dir gern  
 berichtet über jenen Herrn  
 der vor hundertfünfzig Jährchen  
 mit Lotte Gießmann ward zum Pärchen  
 (obwohl Beamter, war er fies,  
 weil er Charlotte sitzen ließ).  
 So hat er (wegen andern Damen?)  
 verschont doch Dich mit seinem Namen.  
 Drum heißt Du nun schon siebzig Jahr  
 A. Gießmann, ach wie wunderbar.  
 Ich hoff, wenn wir uns wiedersehen,  
 wird die Geschichte weitergehen.  
 So mit Lottes Vater, Johann heißt er,  
 von Berufe Schlächtermeister,  
 oder mit Christine Geyer,  
 die auch Pech mit Ihrem Freier,  
 das Kind wurd Kreszentia dann genannt,  
 als Deine Urgroßmutter uns bekannt.

Nun will ich doch wohl lieber schließen  
 und Blumen gießen bis sie sprießen.  
 Es grüßt und wünscht ein schönes Fest  
 und einen glücklichen Lebensrest  
 und viel Gesundheit auch noch ferner  
 Dein netter Neffe

Grässles Werner

Über unseren Vater hat Ilse schon vieles in ihrem Buch erzählt. Er hat uns Kindern nachhaltig geprägt. Manchmal fand ich es gar nicht so einfach, einen - zumindest in den Kreisen der sportlichen Jugendbewegung - bekannten Vater zu haben. So hatte ich z.B. die zum Freischwimmen nötige Strecke ohne Mühe geschwommen, aber anschließend noch vom 1-mr-Brett springen - das traute ich mich nicht. Noch heute weiß ich, wie damals die Club-Mitglieder um das Sprungbrett standen und wie alle sagten: "Waaas?" dem Babbe seine Tochter hat Angst zu springen????."

Dann fing es an zu regnen alle gingen fort, nur ich blieb trostlos und beschämt zurück. Doch da kam mein Vetter Robert, der übersah die Lage und dem gelang es lässig, mich zum Sprung in den Woog zu bewegen. Tatsächlich, wie der Robert versprochen hatte, war's ja ganz leicht und Ich sprang gleich noch 49 mal! Nun war ich sicher, nie mehr Angst vor dem Springen zu haben.

Im Woog waren wir zu Hause, wir schwammen, tauchten, sprangen, manchmal wurden wir gebeten eine verlorene Brille, einen verlorenen Ring auf dem dunklen Seeboden zu suchen. Doch Ich blieb immer eine langsame Schwimmerin, trotzdem ich wie alle beim Trainer des Schwimmklubs rangenommen wurde. Das lag wohl an meiner kleinen, pummeligen Figur

Einmal wäre Ich fast ertrunken! Ich war etwa 8 Jahre alt und ein Schwimmfest stand bevor. Zwischen den Wettkämpfen sollte gezeigt werden, wie man sich im Wasser seiner Bekleidung entledigt, vielleicht als eine Demonstration im Rahmen der „Rettung vor Ertrinken“. Ich wollte das am Tag vorher einmal ausprobieren und Mutti hatte mir dazu ein Kleid, aus dem ich herausgewachsen war, mitgegeben. Im „Herrenbad" an der 100-mr Bahn, gegenüber den Tribünen, sollte das stattfinden. Dorthin ging ich nun; es war ein trüber Tag und ich war allein. Ich zog das Kleid über den Badeanzug und sprang ins Wasser. Nachdem ich ein Stück auf die Tribünen zugeschwommen war, wollte ich das Kleid ausziehen. Aber ach, es war mir ja ohnehin schon zu eng gewesen und nun, im nassen Zustand, als ich's halb über dem Kopf hatte, ging's plötzlich weder vorwärts noch rückwärts. Ich steckte mit erhobenen Armen wie in einer Zwangsjacke! Sehen konnte ich nichts mehr und auch nicht mehr atmen. Zum Glück hatte Ich noch eine vage Ahnung, wo die Leiter war, und in diese Richtung schwamm ich nur mit den Beinen! Es kam mir fast wie ein Wunder vor, daß ich an die Wand stieß und auch die Leiter ertastete. Nun konnte ich mich ein Stückchen hochziehen, Luft holen, das Kleid zerreißen und mich endlich befreien!

Ein Lieblingsspruch vom Vati war, daß wir uns „herausschälen" müßten. Das war oft schwer.

Die Freude an der Natur und an Ihrer Schönheit, die behielt er bis in's Alter und auch die Lust, noch Neues kennen zu lernen. Die Mutti merkte es immer schon eine Welle vorher wenn er - im Herbst, in der stillen Zeit, Fernweh bekam. Da fing er an Landkarten zu studieren; er wollte noch etwas von der Welt sehen. Das hieß - in jener Zeit - natürlich nicht wie heute ein Trip nach Übersee, sonder meist eine Reise in Gegenden Süddeutschlands, die er noch nicht kannte. Nachdem er ein Leichtmotorrad, später ein Motorrad hatte, fuhr er damit los.

1942, als es ihm schon schlechter ging, besuchte er mich einmal in Görwihl, schon nicht mehr mit dem Motorrad, sondern mit der Bahn. Ich freute mich riesig über seinen Besuch. Wir gingen zusammen spazieren und da fiel mir auf, daß er immer wieder stehen bleiben mußte vor Atemnot. Er versuchte allerdings, das zu verbergen, in dem er mich auf eine besonderer üppig blühende Wiese, auf ein schönes Hotzenwaldhaus oder dergleichen hinwies.

Am nächsten Morgen, begleitete ich ihn zum Zug nach Albruck. Da herrschte ein schreckliches Wetter, kalt war's und es goß in Strömen. Die einzige Fahrtmöglichkeit (es war ja

Krieg) bestand aus dem Milchauto, mit offener Pritsche, auf der die Milchkannen standen. Rechts und links waren einfache Holzbänke aufgereiht auf denen die Mitfahrer sitzen konnten, Viele Görwihler fuhren so täglich das Albthal hinunter.

Da saßen wir nun, der Kälte, dem Wind und dem Regen preisgegeben und es war wirklich schrecklich! Doch ich sehe Vati noch vor mir, wie er unter seinem tropfenden Regenhut vorblinzelte, das Gesicht braungebrannt wie immer, und wie er mich anlächelte. Dann sagte er den berühmten Satz: „Man muß alles einmal erlebt haben!“ Dieses Bild steht mir noch so klar vor Augen...

Ich weiß auch noch gut, wie Ilse und ich Anfang Oktober 44, einen Tag nach Vatis Beerdigung, zu seinem Grab kamen. Wir waren die ganze Nacht mit dem Zug gefahren, das letzte Stück, von Achern nach Ottenhöfen, schon bei beginnendem Tageslicht. Nun, da es hell wurde, waren auch die Tiefflieger da. Zweimal hielt der Zug an, alles rannte weg von den Schienen und suchte Schutz unter Büschen und Bäumen. Doch die Tiefflieger hatten wohl andere Pläne, sie drehten ab und wir konnten weiterfahren.

Als wir das frische Grab auf dem Seebacher Friedhof erreicht hatten, war ein strahlender Herbsttag heraufgezogen. Das Achertal, die umliegenden Berge, das Dorf, die vielen, weitverzweigten Einzelgehöfte, das alles leuchtete an diesem klaren Morgen in vielen herbstlichen Farben. Ich glaubte, meinen Vater sagen zu hören: „Nun sieh doch mal, wie schön das Ist!“

Als „Freund der Jugend“ hat ihn nach dem Krieg einmal ein Journalist in Erinnerung gebracht. Heute sind die „jungen Leute“ auf die er so positiv Einfluß genommen hatte, alt geworden; viele leben nicht mehr, doch wir kennen noch einige aus jenem Kreise, die u n s zugetan sind, weil ihnen unser Vater einmal etwas bedeutet hat, und weil sie ihm dankbar sind für die Wegbegleitung beim Erwachsenwerden.

Da fällt mir noch ein Zeitungsartikel ein! (Leider liegt er nicht Im Holzkästchen, Ich muß ihn aus der Erinnerung zitieren!)

Ein Journalist, früher Straßburger Schwimmer, ist irgendwo - lang nach dem ersten Weltkrieg - mit der Bahn unterwegs. Da sieht er nach so vielen Jahren den „Babbe Gießmann“ auf dem Bahnsteig stehen und auf den einfahrenden Zug warten. Er reißt das Fenster auf, freut sich riesig winkt, ruft! Auch der „Babbe“ erkennt Ihn sofort, strahlt, steigt in den Zug ein. Jetzt bemerkt der Journalist auf einmal, daß er seine Zigarette ausgedrückt und fortgeworfen hat und das er versucht hat, den Rauch aus dem Fenster zu wedeln! Er hatte sich unbewußt geschämt, daß er zum Raucher geworden war!

Sie lachen dann beide und er schreibt über darüber eine Glosse, die er auch In den Seitersweg schickt. (Nicht mehr vorhanden.)

Dem Großvater väterlicherseits waren mehrere technische Erfindungen geglückt, den Mühlenbau betreffend. Es fehlte ihm aber wohl das Talent, so etwas auch zu Geld zu machen. Er war viel unterwegs, oft auch ohne die Familie. So arbeitete er lange in Rußland. Noch als er - inzwischen ein alter Mann und verwitwet - bei uns in Darmstadt lebte, sprach er von seinen Patenten. Damals überblickte er das Geschehen nicht mehr so recht. Es war in der Inflationszeit. Da spielte er manchmal mit den Geldscheinen über ~Milliarden- und Billionenbeträgen und einmal sagte er: "Nun ist man endlich ein reicher Mann und kann sich nichts dafür kaufen!"

Für unsere Mutter war das eine schwere Zeit: Drei kleine Kinder und der alte Mann. Die

Waschküche lag im Keller, viele Treppen tiefer. Das Wäschewaschen ohne Maschine war körperliche Schwerarbeit - und ständig fragte der Großvater: „Elschen, wann kochst du denn Kaffee?“

In der Eckkneipe, nicht weit vom Seitersweg, hatte er nette Gesellschaft mit anderen alten Herren gefunden. Dort geschah es auch, daß er plötzlich zusammenbrach. Die alten Herren legten ihn auf eine Bank oder dergleichen und so trugen sie ihn in den Seitersweg und hinauf in die Wohnung. Dort starb er dann bald. Notruf und Notarztwagen gab es noch nicht.

Auch sein Sohn Max war ein Tüftler, der immer dicht davor stand, durch seine Erfindungen reich zu werden. Als Schiffs-Steward auf englischen Luxusdampfern war er weit in der Welt herumgekommen. Spannend erzählte er auch von vielen Fahrten den Mississippi hinauf und hinunter, auf einer Luxusyacht von Rothschild. Dabei hatte er viele Berühmtheiten kennengelernt, u.a. auch Marc Twain. Im Bad mancher Passagiere habe man "mit den Händen Juwelen schaufeln können", erzählte er uns staunenden Zuhörern.

Bald nach dem Krieg war Onkel Max einmal auf der Hütte, als gerade - als einziger Gast der Dichter und Schriftsteller Joachim Freiherr v.d.Goltz anwesend war. Wir waren zunächst ein wenig ängstlich, zwei so verschiedene Menschen, und nun saßen sie stundenlang in unserem Wohnzimmer zusammen und unterhielten sich: Der eine, so behutsam mit dem Wort umgehend, der andere immer noch unbekümmert berlinernd Doch Herr v.d.Goltz war ganz gefesselt von den Erzählungen des Weiteren!

Wir hatten dem Onkel gesagt, daß Herr v.d.Goltz ein bekannter Dichter und Schriftsteller sei. Friedi erinnert sich, daß ihn der Onkel anschließend fragte: „Kann man denn von der Schriftstellerei leben?“ „Ach ja“, beruhigte der ihn, „davon kann man ganz gut leben!“

Herr v.d.Goltz, erzählte damals auch von den Dichtertreffen in Lippoldsberge, zu denen auch er von Hans Grimm eingeladen worden war. Wir freuten uns, daß unser Onkel alle Bücher von Haus Grimm kannte!

Der Mutti schien Schwager Max immer ein wenig suspekt. In England war er verheiratet gewesen, in Deutschland hatte er die Marta geheiratet. War er ein Bigamist? Mal ließen sie sich scheiden, heirateten aber dann zum zweiten Mal.

Auch Onkel Max stand immer kurz davor, durch seine Erfindungen reich zu werden. Zusammen mit Marta ging er mit „Neuheiten“ auf Messen und Jahrmärkte. Auch er hatte mehrere Patente angemeldet. Als Kinder waren wir stolz, daß - wenn Messe war - unser Onkel Max eine Bude auf dem großen Darmstädter Messplatz hatte. Der Mutti war das eher ein wenig peinlich ...

Im Krieg waren Max und Marta in Frankfurt ausgebombt worden (siehe Iles Buch). Durch die Verbindung zur elsässischen Verwandtschaft hatten sie danach bis Kriegsende in der Nähe von Weißenburg gelebt. Nun wohnten sie in Heidelberg in einem möblierten Zimmer. Dort besuchte ich sie einmal, noch vor der Währungsreform. Das möblierte Zimmer war blitzsauber und aufgeräumt. Tante Marta hatte sogar Blumen besorgt. Der Onkel arbeitete schon wieder in Frankfurt, kam aber am Samstagmittag nach Hause. Unvergeßlich ist mir, wie er gleich nach der Begrüßung seinen Koffer aufklappte: Da lagen Butter, eine Wurst, ein Brot! ein paar Eier! Alles im Schwarzhandel erstanden! Dann sprach er jenen Satz aus, der bei uns noch jetzt manchmal angewendet wird: „Heut' wird g e l e b t , aber wie!!!“

Da Tante Marta ihn aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr begleiten konnte, somit auch als Hilfe am Stand ausfiel, bot er mir an, bei ihm mitzuarbeiten. Er hatte nun sogar einen festen

Stand in Frankfurt, den er mir auch zeigte. Damals waren Feuersteine der große Renner, denn es gab keine Streichhölzer und Feuerzunder, das mußte jeder. Er hatte eine Quelle für diese kostbaren Feuersteine (die man im Feuerzeug brauchte). So machte er mir, aus seiner Sicht, ein glänzendes Angebot, aber mir schien's doch nicht ganz das Richtige für mich zu sein. Ich lehnte dankend ab.

Nach Martas Tod lebte er noch einige Jahre in einem Frankfurter Altersheim, wo ich ihn mehrmals besuchte. Ich war auch bei seiner Beerdigung. Darüber schrieb ich am 18.1.1965 an meine Schwestern (gekürzt):

„Onkel Max hat ein sanftes Hinüberschlafen gehabt. Frau Wolf holte mich am Bahnhof ab. Die Feuerbestattung war um 13.00 Uhr. Ich hatte angenommen, außer Frau' Wolf die Einzige zu sein, aber wir trafen schon unterwegs einige alte Kollegen von Onkel Max und Frau Wolf berichtete mir, daß auch der Vorstand des Landesverbandes käme und die Fahne und so war es auch. Es hat mich ziemlich mitgenommen, wie perfektioniert in einer Großstadt auch der Tod gehandhabt wird. E i n e Trauerfeier löste --i im Krematorium - die andere ab, auf die Minute pünktlich und erstklassig organisiert.

Als wir hinkamen, hörte man aus dem Feierraum Orgelmusik; eine Tafel verkündete, wann wir dran kämen und wo der Verstorbene noch zu sehen sei.. Da sind wohl an die 60 Kabinen, mit Neonlicht beleuchtet und mit Glasfenstern versehen. Man öffnet einen Laden und erblickt den Toten geschmückt vom Beerdigungsunternehmen und - hinter einer Glasscheibe im grellen Licht - schon meilenweit entfernt und fremd. Dann wurden wir aufgerufen und begaben uns alle in den Saal. Ich war jetzt froh, daß ich gekommen war, denn auf der Bank für die Angehörigen saßen nun doch wenigstens zwei Leute: Frau Wolf und ich. Die anderen, nicht ganz dreißig Personen, hatten im Mittelteil Platz genommen.

Die Orgel fing an und der Pfarrer vom Altersheim sprach. Er sagte u. a.. daß der Verstorbene den Traum vieler Jungens einmal wahr gemacht habe, und daß er über dreißig Jahre zur See gefahren sei und in alle Länder der Welt gekommen wäre. Daß man ihm das bis in's hohe Alter angemerkt habe und daß er sich immer so gern mit ihm unterhalten hätte. Mir wurde so deutliche, wie wenig ich von ihm wußte und ich empfand gut, daß all die anderen Trauergäste Onkel Max bestimmt viel besser gekannt hatten.

Der Vorstand war vorne mit einer prächtigen Fahne vom Landesverband des ambulanten Gewerbes und der Schausteller und der 1. Vorsitzende sprach auch noch ein paar Worte. Dann versank der Sarg lautlos. Alle kamen herbei und sahen zu und warfen Blumen aus bereitgestellten Schalen nach.

Es war Onkel Maxen`s Wunsch", daß sich nachher alle in einem bestimmten Lokal zu einem Glas Apfelwein trafen und wirklich gingen auch fast alle mit. Das war nun eine sehr interessante Gesellschaft und ich lernte eine Menge bemerkenswerter Leute kennen. Alle rühmten Onkel Maxen`s Intelligenz und Unternehmungslust, er war im Vorstand oder Ehrenvorsitzender gewesen.

Nach kurzer Zeit fingen sie an zu schwärmen vom Leben "auf der Reise". Erzählen und reden konnten sie alle gut. Ich fragte, ob der Vorsitzende, der sehr distinguiert aussah, denn noch im Gewerbe tätig sei. Natürlich war er`s noch! Er hatte allerdings heute ein Riesenunternehmen mit vielen Angestellten. Neben mir saß Herr Harry Löw, der heil aus dem KZ zurückgekommen war, weiter eine sehr charmante alte Dame von 80 Jahren. Daß sie noch so jung aussah, schrieb die Tafelrunde dem Umstand zu, daß sie früher immer Betelnüsse verkauft hatte, die jung erhalten sollen. Wie es bei solchen Anlässen zugeht, man war wehmütig, daß ein guter Kamerad und der Älteste aus dem Kollegenkreis gegangen war, man freute sich aber auch, daß man selbst noch lebte

und sich wieder einmal in alter Runde traf.

Wenn auch in ganz anderer Weise als bei Vati, so steckte es doch auch in Onkel Max: Das: Immer neue Ideen haben, die Fähigkeit, sich mitzuteilen und andere Menschen anzusprechen. Onkel war übrigens kein gewöhnlicher Schausteller oder Händler, sondern „Spezialist“ was In der Rangordnung obenan steht. Mein Tischherr, Herr Löw" war auch einer!

Von Tante Marta wurde ebenfalls gesprochen, die abwechselnd rot, blond oder schwarz war. Übrigens ging aus den Papieren hervor, daß die beiden 1940 zum 2. Mal geheiratet hatten. Onkel hatte sich von ihr scheiden lassen, weil sie ihn ganz gehörig mit einem Jüngeren betrogen hatte. Das hat man mir hier erzählt. In England hatte Onkel Max auch eine Frau, von der er nicht geschieden war. Er nahm aber an, daß sie tot sei. Er hatte sie einmal samt ihrem Liebhaber die Treppe hinunter geschmissen und seitdem nicht mehr gesehen. Weiß der Himmel, ich kam mir erbärmlich bürgerlich vor unter all den interessanten Leuten. Ich bezahlte dann die Getränke\* wie es Onkels Wille gewesen war. Sein Konto war leer bis auf DM 3.50.

Über die Kriegsjahre auf der Hütte müßte eigentlich die Friedi berichten, die mit den Eltern und nach Vatis Tod, mit der Mutti allein auf der Hütte lebte. Was mußten sie nicht alles auf sich nehmen und vor allem leisten! In diese Zeit fielen so schwerwiegende Dinge wie die Beschlagnahmung der Hütte durch die Kreisverwaltung, die immer größer werdenden Schwierigkeiten mit der Versorgung, der gesprungene Motorblock und schließlich der Ausfall des Lichtmotors, kurzum, man kann sich die Probleme heute kaum noch vorstellen. Dazu kam, daß der Vati immer kränker wurde.

Der Arzt in Ottenhöfen, beinamputiert und ohne genügend Benzin für sein Fahrzeug, konnte ihn nicht aufsuchen. Zuletzt rief ihn die Friedi täglich vom Hotel Ruhenstein aus an, um sich Weisungen zu holen. Es gab ja nicht einmal Telefon auf der Hütte. Am 3.10.44 starb der Vati. (Ich habe es erst am 7.10. erfahren, das Telegramm kam noch viel später an).

Seit Vati erkrankt war, hatte Friedi das Motorrad benützt. Sie wußte, daß sie einen Führerschein brauchte und schließlich meldete sie sich in Seebach, dazu an. „Ja, sagte der Polizist oder war's der Bürgermeister? - „ich merke Sie vor.“ Er nannte ihr Unterrichts- und Prüfungstermine und fragte dann: „Wie sind Sie denn heute hergekommen?“ „Mit dem Motorrad natürlich“, sagte die Friedi. Der Beamte, der die Verhältnisse ja kannte, schwieg dazu und die Friedi fuhr ungeschoren zurück. (Sie machte dann aber auch ihren Führerschein!)

Das alles ging ja nur, solange die Friedi gesund blieb. Solche Sachen wie Schneeschippen, Holz aus dem Schopf und Koks für die Öfen holen, Lebensmittel hertransportieren, den Lichtmotor betreiben usw. hatten wir der Mutti nie zugemutet. Sie hatte ohnehin genug zu tun. Die Friedi machte das alles und sie hielt, mit dem Telefon auf dem Ruhenstein und mit Ihrem Motorrad die Verbindung mit der Welt aufrecht.

Als Ich daher im Januar 1945 hörte, daß Friedi erkrankt sei und hohes Fieber habe, war ich voller Sorge. Ich bat um Urlaub und machte mich von Oberammergau aus am 24. 2. auf die Heimreise. Am ersten Tag kam ich bis Ulm, am zweiten abends nach Albruck. Im Dunkeln stieg Ich zu Fuß nach Görwihl, packte einen Teil meiner Sachen, auch die Ski, und lief in der gleichen Nacht nach Albruck zurück. Mit dem ersten Zug ging's weiter, diesmal erreichte ich abends Freudenstadt. Am nächsten Morgen gelangte Ich nach Obertal. Viel, viel Schnee war gefallen. Der Gustav, Guschtav genannt, Schuhmacher und Briefträger von Obertal, hatte sich zwei Buben zur Begleitung und zum spuren - helfen geholt. Ich schloß mich Ihnen an. Ein Stück weit war schon der

Bahnschlitten gefahren. Etwa an der ersten Steinhütte trafen wir auf die Ochsengespanne mit dem hölzernen Bahnschlitten und auf die Männer mit Ihren Schaufeln. Mit viel Lärm, Hüh und Hott und Peitschengeknall kämpften sie sich durch die Schneemassen.

Nachdem wir sie überholt hatten, mußten wir uns über die noch ungebaunte Landstraße hochquälen. Der Guschtav und die Buben wechselten sich im Spuren ab. Endlich kamen wir zum Ruhestein. Da wies Guschtav, der Edle, der Retter in der Not, die Buben an, mich bis zum Denkmal zu begleiten und zu spuren. (Der nähere Westweg war wieder mal unpassierbar, da zu geweht) Die Geschichte dieser Heimfahrt hat sich mir wegen des allerletzten Wegstückes so stark eingepägt! Am Denkmal machten die Buben kehrt. Ich konnte nun am gegenüberliegenden Hang die Hütte sehen: Ringsum völlig unberührte Schneeflächen! Keine einzige Spur führte zum Haus, aber, welch ein Glück: Aus dem Kamin drang Rauch, ein Lebenszeichen! - Friedi war noch krank, aber es ging ihr schon etwas besser und nun konnte Ich mich nützlich machen.

Der Abschied nach dem Urlaub fiel mir sehr schwer, denn an der Tatsache, daß Friedi und Mutti allein so viele Schwierigkeiten meistern mußten, hatte sich ja nichts geändert.'

Auch beim Fortgehen, auf dem Weg nach Obertal, traf ich wieder auf den Guschtav. Eindringlich versuchte er, mich zum Bleiben zu bewegen., Ich müsse doch sehen, daß eh alles verloren wäre! Aber das Pflichtbewußtsein war stärker als die Verlockung. Nach dem Krieg, als wir uns zum ersten Mal wiedersahen" sagte der Guschtav: „Annelies, an di haun i oft denktl Wärsch damals dahoim bliebe!“

Müde Volkssturmmänner kamen anmarschiert, „um das Vaterland zu retten“, das letzte Aufgebot! Einer sagte zur Mutti: „Sie werre doch uns alti Lütt rechtzittig nach Huus schicke!“ Ein anderer, dem die immer noch vorhandenen Eis- und Schneemessen zu schaffen machten, vertraute der Mutti an, daß ihm immer ein Vers im Kopf herum ginge. Sie hätten mal In der Schule ein Gedicht gelernt, es sei ja lange her, aber er wisse noch, dass es darin hieß: „Es muß doch Frühling werden!“ Da war er ja an die Richtige gekommen. Sie konnte Ihm alle Strophen auswendig sagen. Später brachte sie ihm Bleistift, Papier und einen Gedichtband. Da saß nun der alte unfreiwillige Krieger und schrieb mit ungelenker Hand die Verse ab.

Und plötzlich fielen Schüsse, eine französische Einheit, überwiegend Marrokaner, hatte die Hütte erreicht. Die Volkssturmmänner warfen ihre Waffen weg und ergaben sich. Sie wurden abgeführt in die Gefangenschaft

Es ist nicht überliefert, ob der alte Volkssturmmann das Frühlings - Gedicht noch vollends hatte abschreiben können.

Überliefert ist jedoch, dass es einen Verwundeten gab: Ein französischer Soldat stand hinter dem Haus und verlangte ,zum Küchenfenster hinauf rufend, nach „une Tasse pour le Caffee.“ Die Mutti suchte eine stabile Tasse und warf sie hinunter, wobei sie den Armen am Kopf verletzte.

Die Hütte war nun in französischer Hand.

Das Haus hatte sich wieder gefüllt gehabt, diesmal mit Flüchtlingen aus Bühl und sonstwie gestrandeten Leuten. Über diese dramatische Zeit, die ersten Monate nach Kriegsende hat Ilse schon berichtet.

Trotz der Not, die jahrelang, bis zur Währungsreform herrschte, war man aber vor allem dankbar dafür, daß der Krieg zu Ende war.

Es scheint mir in der Erinnerung, als hätten wir alle in jenen Jahren sehr intensiv gelebt. Viel Schreckliches mußte verarbeitet werden, soweit das überhaupt möglich war. Wir hatten keinen Strom mehr, auch Kerzen und Petroleum waren rar. Das allein führte schon dazu, daß man abends beisammen saß. Wir lasen gemeinsam, auch mit gerade anwesenden Gästen, „die Leiden des jungen Werther“ von Goethe. Wer der Lampe am nächsten saß, las vor. Die anderen flickten und stopften.

Es tat gut, für eine Weile alles Böse und Traurige zu vergessen, indem man in die Welt der Klassiker eintauchte.

Wir lernten jetzt aber auch Literatur kennen, die uns bisher verschlossen war. Ein Gast hinterließ uns die ersten „Ro-Ro-Ro-Drucke“ (Rowohlts Rotations Romane). Rowohlts hatte auf Zeitungspapier und im Zeitungsformat Bücher gedruckt, die einst als „Schmutz und Schund“ öffentlich verbrannt worden waren. Nun lernten wir z.B. „Schloß Gripsholm“ von Tuchholsky kennen. Albert Wallat schenkte uns ein auf ganz schlechtem grauem Papier gedrucktes Heftchen mit Bildern, die unter Hitler als „entartete Kunst“ gegolten hatten. Ich habe das armselig hergestellte Büchlein noch heute. 1947 ist es gedruckt worden. Einige der bisher Verfehmten, wie z.B. Barlach, lebten da noch.

Um die e i n e spärliche Lichtquelle saßen wir im ersten Spätjahr nach dem Krieg auch beisammen und versuchten, Weihnachtsüberraschungen für einander herzustellen. Friedi bestickte eine Schürze, von Mutti aus einem Herrenhemd genäht, ich strickte Socken aus der Wolle eines aufgezogenen alten Pullovers, die Ilse bemalte einen Holzkasten der zum Aufbewahren von Strümpfen dienen sollte. Jeder schirmte sich so gut es ging ab durch hochkant aufgestellte Bücher und dergleichen, wodurch freilich das Licht noch schwächer wurde. Mehr als einmal fiel so ein „Sichtschutz“ um, das noch unvollkommene Werk den Blicken preisgebend, aber wir hielten stillschweigend die Illusion einer geglückten Überraschung aufrecht.

Jahrelang hatte man nichts erneuern können, so nahm das Flickern und Stopfen viel Zeit in Anspruch. Friedi erinnert sich daran, daß jede von uns ein Wäsche-Gummiband besaß, das, mit Knopf und Schlaufe ausgestattet, leicht von einem Schlüpfers in den andern gefädelt werden konnte. Wehe, wenn die dazu nötige Sicherheitsnadel nicht an ihrem Platze war. Es gab weder Gummiband noch Sicherheitsnadeln zu kaufen, und die fadenscheinigen Wäschestücke wurden immer wieder gestopft und geflickt.

Als der Briefverkehr wieder in Gang kam, sogar der mit der amerikanisch besetzten Zone, trafen immer wieder, noch lange Zeit traurige Nachrichten ein. Bei der fast totalen Zerstörung von Darmstadt mit entsetzlich vielen Toten, waren viele Menschen umgekommen, die uns einmal nahegestanden waren. Nachdem man über die Zonengrenze reisen durfte, bin ich einmal in Darmstadt gewesen. Auf den großen freien Messeplatz hatte man den Schutt zerstörter Häuser gefahren. Kaum ein Mensch war zu sehen, kaum ein Laut zu hören. Über den Schutt führten einige Trampelpfade. In der Ruinenstadt fand ich meinen einstigen Schulweg nicht wieder, den ich doch jahrelang gegangen war.

Glückliche Augenblicke, wenn plötzlich jemand vor einem stand, von dem man all die Jahre nichts mehr gehört hatte! Einmal trat ein hagerer, abgezehrter Mann in die Hüttenstube. Wir erkannten ihn sofort. Mit ihm und seinen beiden Freunden hatten wir vor dem Krieg oft Lieder aus der „Bündischen Jugend“ gesungen und es war immer fast so schön gewesen wie das Singen mit Bernd Oelbermann.

Der Mann sagte, er habe sich das Wiedersehen mit uns seit langem ausgemalt. Für den Fall, daß wir ihn n i o h t mehr erkannt hätten, wäre er mit der Gitarre unters Fenster getreten und hätte gesungen „Kameraden“ wann sehn wir uns wieder, mit dem Refrain: „In der Hütte am Moor singt und spielt' einer vor“ Dann - so meinte er - hätten wir ja gewußt, wer da zurückgekommen sei. Das Lied hatte er uns vor Jahren beigebracht.

Unseren einstigen Gruppenprüfer, dem einzigen Mann, der - als gestrenger Rechnungsprüfer

- im Lager des weibl. Arbeitsdienstes etwas mitzureden hatte, traf ich zufällig auf dem Ruhestein wieder. Er hatte in Baiersbronn mit seiner Frau ein Lädchen aufgemacht. Jetzt waren die beiden mit einem Leiterwägle unterwegs, um im Badischen irgendwelche Ware aufzutreiben. Staunend sah ich zu, wie sich Gruppenführer a.D. Hahn mit seiner Frau in den eisenbereiften Bollerwagen setzte und lachend, im Karacho, die Straße Richtung Seebach hinunterdonnerte. Die Beiden leben schon lange nicht mehr, aber ihr „Geschenkhause Hahn“ existiert noch und ist ein schönes Geschäft. Das zufällige Treffen mit Herrn Hahn gehört natürlich nicht zu den „bewegenden Wiederbegegnungen“. Doch als die Hahn`s auf ihrem, klapprigem Wägle vergnügt talab sausten, strahlten sie soviel Mut und Zuversicht aus, daß es einem direkt gut tat!

Wie konnte es nur geschehen daß wir so lange ohne elektrischen Strom leben mußten - und das in einer Zeit, als auch Kerzen und Petroleum sehr knapp und nur auf Bezugschein erhältlich waren! Herr Springmann Maschinenmeister vom Steinbruch Schwarzenberg, seit Jahren Retter in der Not, wenn mit dem Motor etwas nicht in Ordnung war, hatte eine Liste der nötigen Ersatzteile aufgestellt. In der französisch besetzten Zone waren die meisten der noch in Betrieb gebliebenen Fabrikanlagen abmontiert und nach Frankreich gebracht worden. In Köln-Deutz, wo unser Motor einmal gebaut worden war, mußten zerstörte Fabriken erst wieder aufgebaut werden. - Ich weiß heute nicht mehr, warum die Ersatzteile so lange nicht geliefert wurden. Und dann passierte noch etwas Unglaubliches: Als die Lieferung endlich eintraf und zwar in Seebach bei dem immer hilfsbereiten Herrn Bohnert, der einen Laster besaß und alles zum Ruhestein bringen wollte, gab's eine folgenschwere Panne:

Er konnte nicht gleich mit den Sachen hinauf fahren. Die kleineren Stücke kamen zunächst in den kleinen Lebensmittelladen, den seine Frau Emma betrieb. Man legte sie dort auf ein Regal. Ein Päckchen mit drei Kolbenringen plumpste dabei - unbemerkt- in ein er dem Regal stehendes fast leeres Salzfaß. Bald danach kam eine neue Lieferung und schon waren die Kolbenringe unter einem Zentner Salz verschwunden. Erst nach Monaten, als der Zentner Salz verkauft und verbraucht war, kam das Päckchen wieder ans Tageslicht. Da waren die Edelstahlringe ohnehin vom Salz zerfressen und unbrauchbar. Aber ohne sie konnte der Motor nicht laufen!

In Zusammenhang mit dem Dieselmotor möchte ich noch etwas erzählen: Während des Krieges war der Motorblock gesprungen und das Kühlwasser lief ständig aus. Sobald es wieder möglich war, kam der ganze Motor fort zur Reparatur. Als er nach längerer Zeit repariert zurückkam" hatte es gerade viel Neuschnee gegeben. Der Westweg war wieder einmal unpassierbar. So mußten wir den schweren Motor auf dem Hörnerschlitten die steile Ruhestein-Schneise hochscapfen und über den Seekopf zur Hütte transportieren.

Im tiefen Schnee war das für uns Mädchen - wir Schwestern, dazu noch Lisbeth und Inge Hofstetter - eine unglaubliche Schinderei. Als wir die Schneise geschafft hatten und auf die Höhe des Seekopfs kamen, versank der schwere Schlitten immer wieder in den Hohlräumen, die sich um die im Schnee verschwundenen Latschen gebildet hatten. Wir brauchten viele Stunden für diesen Weg und niemand, der bei diesem Transport dabei war, hat diese Leistung vergessen.

Ich weiß natürlich gut, daß auch die jetzige junge Generation ihre Sorgen und ihre Mühe hat. Doch die übermäßige körperliche Belastung, noch dazu bei der Mangelernährung, die ist den Menschen heute gottlob erspart!

Doch wir waren jung und liefen so gern Ski! Manchmal zog`s uns bis zum Ochsenstall. Die Hornisgrinde, die wir dabei überqueren mußten, war militärisches Sperrgebiet. Da wir den Kommandanten, Capitaine Perolas, gut kannten, besaßen wir einen Passierschein! Im Rucksack hatten wir als Tagesverpflegung meistens eine Milchkanne voll Maisbrei. Sehr gut, sehr erwünscht

war es, wenn Elisabeth Bürk vom Hotel Mummelsee mit kam. Die hatte fabelhaft belegte Brote dabei und teilte sie freigebig mit uns! Bürks kochten ja für die französische Besatzung.

Zwei Sommer lang ging es auch uns gut! Wir wurden "Colonie de vacance" für französische Studenten. Am Tag vor der Ankunft der ersten Gruppe junger Franzosen half Jaque, der Leiter, die erste Lebensmittellieferung in die Küche zu bringen. Unvergesslich, wie er auf eine Kanne wies und fragte: "Trinken Sie gerne Milch? Es ist der Augenblick!"

Nun erst waren wir sicher, daß wir nicht nur kochen sollten, sondern auch an der Verpflegung teilhaben durften.

Über diese Sommermonate könnte man seitenlang erzählen. Wir gewannen gute Freunde. Zum ersten Mal hörten wir die jungen Studenten von der Hoffnung auf ein gemeinsames Europa sprechen, ein Gedanke" der uns noch wie eine Utopie erschien.

Kürzlich sah ich in einer Jugendherberge das Bild von Robert Schirrmann, dem Begründer des deutschen Jugendherbergsverbandes. (Das war glaube ich 1921) Da fiel mir eine kleine Episode ein: Die Hütte war inzwischen - immer noch beschlagnahmt - als Jugendherberge bestimmt worden und zum Deutschen Jugendherbergaverband gekommen. Der französische Sportoffizier aus Bühl kam eines Tages zu uns in Begleitung jenes berühmten Herrn Robert-Schirrmann. Der war damals schon ein sehr alter Herr. Zufällig war auch eh Henry Mouillier da, ein Freund aus der Zeit der "Colonie de Yacangell.

Der Sportoffizier stellte uns Mädchen der Reihe nach seinem Gast-vor - da trat auch Henry Mouillier dazu" sagte "Auch Gießmann!" und erhielt gleichfalls einen Händedruck von Herrn Schirrma=!

Nach den beiden Sommern mit französischen Studenten ging das Hungern weiter. Wer als Gast zu uns kam, mußte seine Verpflegung mitbringen. Jener französische Sportoffizier aus Bühl, Leutnant Marc, war sehr oft bei uns. Eines Tages ließ er eine 2 liter- Dose Gemüseintopf zurück bis zum nächsten Wochenende. Aber-er kam nie wieder!

Oft, wenn der Hunger groß war, dachten' wir an die Dose im Keller. Doch unsere Mutter war unerbittlich: Die gehört dem Leutnant Marc Erst nach Monaten öffneten wir die Büchse und veranstalteten ein feierliches "Leutnant-Marc-Gedächtnis-Essen!"

Damit soll aber das Kapitel "Hunger" endgültig abgeschlossen sein!

Denke ich an die Jahre auf der Hütte zurück, so erinnere ich mich auch vieler Gäste, z.B. an die erste Begegnung mit Joachim Freiherr von der Goltz. In einem Sommer bat mich der Vati, einem Gast den Weg zum Wieberg und zum Leinkopf zu erklären, er selbst-habe gerade keine Zeit.

Durch den Schalter der Küche erblickte ich einen großen Mann mit buschigen Augenbrauen und schon ergrautem Haar. Ich begann, ihm den Weg zu beschreiben. Mein Gegenüber hörte mir so aufmerksam zu, daß ich - zu meinem eigenen Erstaunen bald von "Wegzeichen"und "biegungen" zur Schilderung der Boxergraswiesen Birken und Moorflächen, der Stille, der besonderen Schönheit übergegangen war. Ich muß dazu sagen daß uns Wiesberg und Leinkopf immer besonders lieb waren, gerade weil sie selten aufgesucht wurden und nur ein schmaler Pfad dorthin ging. Dieser Herr" schien meine Schilderung durchaus zu verstehen.

Später fragte mich der Vati, ob ich eigentlich wüßten wer dieser Gast sei, und er nannte mir seinen Namen. Ich hatte schon Gedichte von ihm gelesen. Er war zu jener Zeit ein bekannter Dichter und Schriftsteller.

Herr v.d.Goltz besuchte uns oft, und er fühlte sich auch bei Friedi und Werner sehr wohl, als sie die Hütte übernommen hatten. Es war jedesmal eine schöne, interessante Zeit mit ihm., Friedi war als junge Mutter unabhkömmlich, aber Ilse und ich waren auch einmal in Saabach bei ihm un.', seiner Frau eingeladen. Sie wohnten damals noch in einem längst viel zu großen, schwer heizbaren Schloßchen. Im Gästezimmer lösten wir - sozusagen Eugen Roth ab ein alter Freund der Familie Goltz. Ein Sohn, der Architekt war, bgute später den Eltern in Sasbach ein modernes Einfamilienhaus, das wir auch kennenlernten. Die drei Kinder der Familie dazumal Studenten, kamen gleichfalls öfters auf die Hütte.

Ilse war besonders freundschaftlich mit Herrn v.d.Goltz verbunden. Als ihr Sohn Joachim, genannt Jochen, geboren wurde, war Herr v.d.Goltz Taufpate; er schrieb ihm einen Taufspruch.

J etzt noch in den weichen Kissen,  
o ffner, junger Zukunftstraum,  
a pfelfrisch vom Lebensbaum.  
ch ristlein, wachs im Ungewissen  
i rdischen zu einem wahren  
m enschen Gottes mit den Jahren.

Kürzlich, als Friedi und Werner mich wieder einmal besuchten, fiel uns - im Zusammenhang mit Herrn v.d.Goltz ein ganz anderer Gast ein, Herr Bitzer Er kam aus Hamburg, blieb ziemlich lange und machte auch eine Art Kur, indem er vor allem Haferflocken oder dergleichen aß. Er hatte sich als unverheiratet ausgegeben. Wir erinnerten uns gut, wie Werner eines Tages in die Hüttenstube kam und zu ihm sagte: „Draußen steht Ihre Sekretärin und sagt sie sei Ihre Frau. Sie können immer noch über die Feuerleiter verschwinden!“ Diese Chance nahm er dann doch nicht wahr. Auch Frau Bitzer blieb längere Zeit bei uns. Sie ist mir u.a. noch in Erinnerung, weil wir bei ihr die ersten Nylon-Strümpfe sahen, und weil sie jeden Nachmittag einen „Café double“ verlangte. Es war wohl kurz nach der Währungsreform.

Herr Bitzer kaufte einmal in Ottenhöfen im Kaufhaus Steimle ein. Als er beim Anblick des etwas umfangreichen Paketes seufzte, sagte Frau Steimle zuvorkommend: „Sie sind doch Kurgast, sollen wir Ihnen die Sachen zustellen?“ „Das wäre sehr freundlich!“ Eilfertig holte sie einen Zettel um die Anschrift zu notieren. Wie sie dann reagierte, als er „Darmstädter Hütte“ sagte, das konnte Herr Bitzer sehr anschaulich schildern.

Es war Herr Bitzer, durch den wir die ersten Ro-Ro-Ro-Drucke kennenlernten und der sie uns, als er abreiste, da ließ, Ich habe schon davon erzählt, daß wir nun erst viele im „dritten Reich“ verboten gewesene Bücher kennenlernten. Kein Wunder, daß der belesene Herr Bitzer sehr den Kontakt mit Herrn von der Goltz suchte und schätzte, was diesem nicht immer willkommen war.

Als Herr v.d.Goltz damals abreisen wollte, erbot sich Herr Bitzer ihn zum Postauto am Mummelsee zu begleiten. Herrn v. der Goltz nervte unterwegs das Gerede und er begann schneller auszuschreiten. Herr Bitzer, ziemlich untrainiert, fing bald an zu keuchen. „So machen Sie doch langsamer, Sie könnten ja mein Vater sein!“ flehte er, ließ sich aber nicht abschütteln. Doch im Gaiskopf-Sattel verschmähte Herr v.d.Goltz den ziemlich eben um den Schwarzenkopf

herumlaufenden Weg und stieg statt dessen den steilen Pfad empor, der über den Schwarzenkopf führt, Jetzt geriet Herr Bitzer vollends außer Atem und mußte aufgeben. Herr v.d.Goltz hat uns diese Geschichte erzählt und hinzugefügt: Ich mußte sogar lügen Immer, wenn er mich bat langsamer zu gehen, mußte Ich sagen, daß mein Bus gleich abführe“. Nachdem sein Begleiter umgekehrt war, konnte er jedenfalls gemächlich und in Ruhe seinen Weg zum Mummelsee fortsetzen.

Vor dem Krieg kam regelmäßig von Darmstadt ein „Weihnachte-Skikurs“, der bis zum Ende der Schulferien, also bis Anfang Januar da blieb. Unter den damaligen Jugendlichen war meist auch Rolf Schuchmann, ein sehr guter Sänger und Gitarrenspieler, Er war es, der einen Erkennungs-, Begrüßungs-, Abschieds-, Dankeschön- Ruf erfand.,

Bamagiedahü, hüdagemaba, bamagiedahüdagemaba

Alle beherrschten diesen Ruf wie am Schnürchen. (Übersetzung: Babbe, Mamma, Gießmann, Darmstädter Hütte )

Im Krieg war Rolf Schuchman in Rußland, und er führte dort eine Einheit aus Georgiern und anderen Kaukasiern. Ich weiß nicht mehr, wie das möglich war. Vielleicht bestand seine Gruppe aus Patrioten, die weg wollten aus der Sowjetunion, wie man das ja heute Im Tschetschenien-Konflikt sieht oder-- vor kurzem - in Armenien. Rolf erzählte uns nach dem Krieg, wie ihm seine Männer das Reiten und viele kaukasische Lieder beigebracht hatten. In mein Liederbuch schrieb er auch ein Lied „Liebesklage am Don“, das er in Rußland 1942 vertont hatte.

Der Erkennungsruf seiner Einheit aber war: Bamagiedahü Hüdagemaba  
Bamagiedahüdagemabel

Seine Soldaten wußten natürlich nicht, was der von ihnen erstklassig beherrschte Ruf zu bedeuten hatte.- Merkwürdiger Gedanke, daß er - so eng mit fröhlichen Tagen auf der Hütte und mit unseren Eltern verbunden - in schrecklichen Zeiten in Rußland erklungen ist.

Der Umgang mit so vielen Gruppen und Menschen brachte es mit sich, daß wir einen großen Liederschatz besaßen. Wir sangen ja oft abends mit den Gästen: Mit den Leuten vom Schwarzwaldverein oder den Naturfreunden Wander- und Heimatlieder, mit den Waldarbeitern und Forstleuten von der damaligen Waldarbeiterschule in Hinterlangenbach Jagdlieder und zu Herzen gehende Gesänge, letztere auch mit Mädchen und Hausburschen vom Tal (als es das noch gab!) wie z.B. "Was schleicht dort im finsternen Walde, Es wollt ein Mann in seine Heimat reisen, Einst stand ich am einsamen Meeresstrand, kurzum das was man heute „Küchenlieder“ nennt. Mit HJ und BDM-Gruppen sangen wir Fahrtenlieder, Lieder von Hans Baumann usw. Wie schon erzählt. kamen noch viele Leute aus der schon verbotenen Bündischen Jugend zu uns. Mit Ihnen, besonders mit Bernd Oelbermann, machte uns das Singen am meisten Freude.

1937 war ich für ein halbes Jahr als Arbeitsmald zum freiwilligen Arbeitsdienst für die weibliche Jugend gegangen und hatte dort viele mehrstimmige Lieder, kunstvolle Kanons und dergleichen gelernt - (noch mehr dieser Art dann ein paar Jahre später im Reichsarbeitsdienst), Diese mehrstimmigen Sachen sangen wir dann auch zu Hause gern, wobei die Mutti mit großer Sicherheit eine Stimme übernahm, sodaß wir vierstimmig singen konnten. Wie gut hat mir die Kenntnis solcher Stücke einmal getan!

Das war nach dem Krieg; wir drei Mädchen schufteten schwer: Holzmachen - sogar Bäume haben wir gefällt - Lebensmittel-Transporte Putzen, Zimmer machen, Servieren, da kam für eine Woche ein Musikprofessor mit Musikstudenten, um hier oben in Ruhe ein Stück einzustudieren. Beim Servieren des ersten Abendessens lud der Professor uns alle ein, nachher beim geselligen Singen mitzumachen - falls wir für so etwas Interesse hätten!

Noch heute freut's mich, wie wir damals Eindruck geschunden haben! Es wurde angestimmt: „Wir lieben sehr Im Herzen“, dreistimmig, und ich konnte natürlich alle drei Stimmen. Meine Schwestern und ich sangen lässig Kanons mit wie „Ein einzig böses Weib“~, „Signor Abbate“ usw. Das tat gut! (Studenten und gar erst Professoren waren damals für mich so etwas wie höhere Wesen. Ich war je gerade beruflich wieder am Nullpunkt.) Ilse ging es ebenso.

Übrigens war mir auch 1937 als Arbeitsmaid bei Bauer Kempf in Walldorf, Anerkennung zuteil geworden: wohl auch bei der Feldarbeit, hauptsächlich aber beim Tabakfädeln und Hopfezopfe in der großen Scheune. Viele Nachbarn halfen mit und es wurde viel gesungen. Die Arbeit war ja leicht, Ich konnte alle Lieder mitsingen „Was schleicht dort Im finsternen Walde“ „Warum weinst du, holde Förstersfrau“, „Wahre Freundschaft soll nicht wanken.“

Auch das Lied „Durch`s Wiesetal gang i jetzt na, brech lauter Badenke mir a“ mochten alle. Das wird auch im Schwäbischen gern gesungen, und viele Jahre lang dachte ich dann an die Wiesen des Bauern Kempf - und an dessen Sohn Martin. Der war damals 18 Jahre alt, ein hübscher, gescheiter junger Mann. Er hatte Tbc - zu jener Zeit - noch ohne Chemotherapie eine lebensbedrohliche Krankheit. Sicher hätte er gar nicht so schwer arbeiten dürfen. Ich wußte auch nicht, wie schwer krank er wirklich war, forderte ihn zum „Um die Wette Fahren“ mit dem Rad auf - Im nächsten Sommer Ist er mit 19 Jahren gestorben.

Erinnerungen an Lieder hat aber zB. auch die Friedi. Sie weiß noch gut, wie wir drei Schwestern, Fräulein Jung (unsere damalige Hauslehrerin) und unser Vetter Robert, von der Hütte aus nach Freudenstadt wanderten, und wie wir singend mit dem Lied „Wir Landsknecht wir seind`s ja zum Sterben geborn“ durch das Dorf Kniebis marschierten. Das erhebende Gefühl - sagt sie - hat sie bis heute nicht vergessen. (Sie wer 9 Jahre alt!)

In Alpirsbach erschloß sich mir eine ganz andere Musik: Mehr als 30 Jahre war ich Mitglied der Kantorei. Viele große Werke haben wir aufgeführt, neben klassischen auch ganz moderne wie z.B. den „Totentanz“ von Artur Honneger.<sup>3</sup> Auch gehört habe ich viele bedeutende Chöre und Orchester; Alpirsbach ist ja berühmt für die Kirchen - und Kreuzgang Konzerte. Seit Januar 1996 bin ich ausgeschieden - vernünftigerweise - aber es fehlt mir was!

Denke ich zurück an die Jahre, nach Kriegsende auf der Darmstädter Hütte, so sehe ich im Geist auch unsere kleine Herde wieder: Drei Ziegen, ein Schaf und der Esel. Peter, der Dackel, und der zottige „Schlamper“ gehörten auch zur Menagerie. Der Esel war uns sehr nützlich als Zugtier vor dem Schlitten oder vor dem kleinen Wagen. Sie weideten frei, rings um die Hütte.

Allerdings darf man nicht verschweigen, daß sich die Ziegen manchmal höchst ungebührlich gegenüber unseren Gästen benahmen, vor allem das grobknochige, hörnerbewehrte Rickele! Manchen im Liegestuhl ausgestreckten Gast brachten sie jäh zu Fall, indem sie mit ihrem Kopf unter das Gestänge und das Leinen fuhr. Aus Taschen und Rucksäcken zogen sie Vesperbrote heraus und verspeisten sie, verschmähten auch den Tabak keineswegs.

<sup>3</sup> Bei mehreren Uraufführungen habe ich mitgesungen, zuletzt am 26.12.1996 zum Abschluß des Jubiläumsjahres „900 Jahre Kloster Alpirsbach“ „Cantus Festus“ von Mattias Kern.

Dr.Th.Krebs hat auch ein Erlebnis mit einer Ziege bei uns geschildert:

*Die Gedichte fressende Ziege.*

*Ich döst' im Liegestuhl so vor mich hin.  
 Etwas zu dichten, hatt' ich im Sinn.  
 Als mir im Sonnenschein nichts mehr einfiel,  
 sucht' ich Zerstreuung im Tischtennispiel.  
 Blätter und Bleistift achtlos ich ließ  
 liegen im Sessel auf blumiger Wies'.  
 War nicht vertraut mit des Milchviehs Diät,  
 konnte nicht ahnen, wie `s mir ergeht!  
 Daß eine Ziege, solch Materialist,  
 weißes Papier mit Gedanken drauf f r i s s t !  
 Vergeblich ring Ich mit Hörnern und Bart,  
 verschluckend sie `s wandelt in  
 „Milch der frommen Denkungsart!“  
 Die reicht die Hüttenmutter mir zum Kaffee,  
 so wandelt sich wieder Materie in Idee!  
 Das, was als Ziegenmilch gedient mir zur Nahrung,  
 ward mir auf's neue nun zur Offenbarung  
 Doppelkreislauf, der hier uns umwittert:  
 Milch der Ziege, mit Musengeist gefüttert! (  
 Indes das Irdische von dem Geschreibsel  
 ward längst ein auch nicht unnütz Überbleibsel*

Wenn wir fort wollten, mußten wir das unbemerkt von den Viechern tun, sonst liefen sie uns nach. Manchmal merkten wir erst unterwegs, daß sie uns folgten. Gingen wir zum Schwimmen im Wildsee, so zog sich auf dem schmalen Pfad eine lange Kolonne hin, Immer in der gleichen Reihenfolge, entsprechend der Rangordnung. Ganz vorne zumeist einer der Hunde, danach wir Mädchen, hinter uns der Esel, die Ziegen Rickele, Kätter und Greinerle, zuletzt das Schaf, oft begleitet vom Schlamper.

Es kam öfters vor, daß uns Wanderer begegneten, auf die wir jedesmal gehörig Eindruck machten. Einer sagte mal: „Ich glaub ich t r ä u m e“

Der Esel brachte einmal unseren Revierförster arg in Verlegenheit.- Mit zwei oder drei höheren Forstbeamten, darunter auch sein unmittelbarer Vorgesetzter, war Förster Knapp in aller Herrgottsfrühe auf einen Hochsitz am Altsteigerskopf gestiegen. Dort führte der Wechsel eines starken Hirsches vorbei, auf den Herr Knapp stolz war. Ich weiß nicht mehr, ob sie den Hirsch schießen oder nur bewundern wollten. Jedenfalls hörte man plötzlich etwas durch die Latschen brechen, alle Feldstecher richteten sich auf die Lichtung, und - - - da kam unser Esel!

Der arme Förster Knapp mußte es noch lange hören, daß er seinen Vorgesetzten zur Pirsch auf den Esel geführt hatte.

Friedi und Werner können diese Geschichte besser und ausführlicher erzählen, denn sie vernahmen sie brühwarm vom aufgebrauchten Förster!

Als unser Dackel Peter 1951 gestorben war, schrieb ich in's Stenoheft einige Erinnerungen.

1981 habe ich das Stenogramm ergänzt und in die Maschine getippt. Ich füge eine Fotokopie als Anhang bei.

Friedi und Werner hatten nach ihrer Heirat unter schwierigen Verhältnissen das Amt der Hüttenverwalter übernommen. Die Hütte war inzwischen auch wieder an den Hüttenbauverein Darmstadt zurückgegeben worden. Als sich ihr drittes Kind ankündigte, konnten sie das geräumige Haus oberhalb von Oppenau erwerben, in dem wir alle in den folgenden Jahrzehnten so gern zu Gast waren.

Nachfolger auf der Hütte wurde der Korvetten Kapitän a.D. Karl Balsler und seine Frau Lotti, die wir beide gut kannten.

1954 heiratete Ilse, blieb aber in zunächst in Obertal, und brachte dort ihr erstes Kind, die Rotraud, zur Welt.

Mutti verbrachte ihre letzten Lebensjahre bei mir in Ehlenbogen bei Alpirsbach. Sie starb 1963 und wurde, wie unser Vater in Seebach begraben.,,,

Die Lebenswege der drei Schwestern hatten neue Richtungen angenommen. Daß wir uns auch heute noch verstehen und uns zugetan sind, ist sehr wichtig für mich und ich bin dankbar dafür.

Viele Jahre lang hatte ich das Gefühl, in den Bergen und Wäldern da oben noch zu Hause zu sein, auch wenn der Kontakt zur Hütte unter den wechselnden Hüttenverwaltern immer loser wurde. Heute tut's weh, die Wälder zu sehen, die in meiner Erinnerung so frisch und gesund grün und die nun teilweise sehr krank sind. Ein „Ranger“ überwacht vom Ruhestein aus die Naturschutzgebiete. Das Verlassen der Wege, z.B. zum Heidelbeersammeln, ist untersagt. Im Zeitalter des Massentourismus ist das wohl notwendig.

Uns war's von klein auf selbstverständlich, die Natur pfleglich zu behandeln. Gut, daß sich heute die meisten Menschen umsichtig verhalten und wie wir, dort auf den Höhen ihre Freude haben.

März 1996